

## **Stadt und Tempel – Herrschaft und Herrlichkeit**

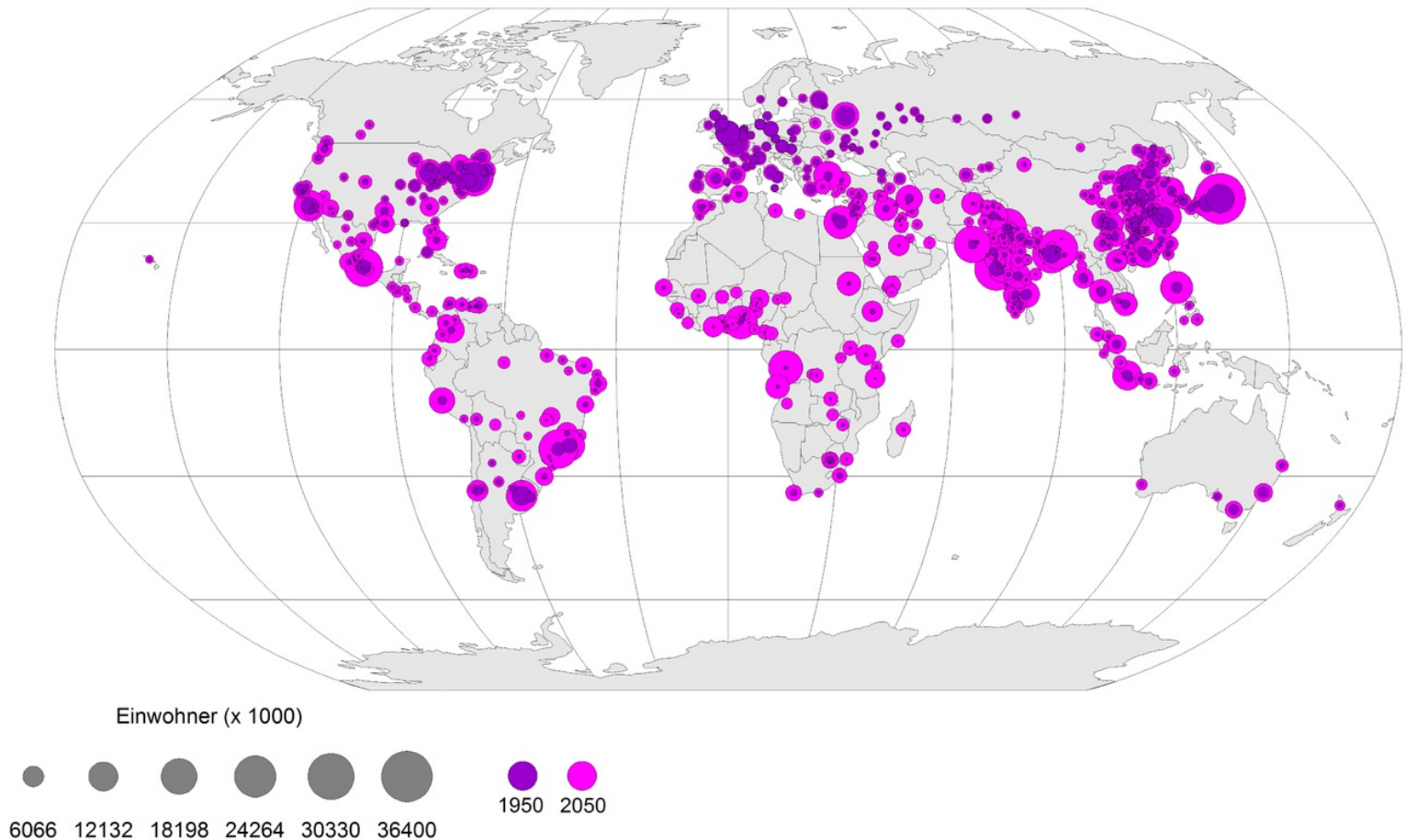
Es wird immer schwieriger, zu den Kapiteln von Falcke eine kompakte Vorlesung zu halten, denn die Flut der Informationen wächst. Der Zeitumfang „beschränkt“ sich jetzt auf wenige Tausend Jahre, aber es ist die Zeit unserer Geschichtsschreibung und Forschung, und so würden sich viele Forschende mit Graus von der Idee abwenden, in einem einzigen Kapitel die gesamte Geschichte der Stadt und der Reiche zu beschreiben – noch dazu im Licht des „Reiches Gottes“. Dieses Wort ist in unserer theologischen Sprache weitgehend verblasst und wird ja auch häufig durch die dynamischere Formulierung „Herrschaft Gottes“ ersetzt. Was würde passieren, wenn wir das lateinische Grundwort verwenden und vom „Imperium Gottes“ sprechen?

Was unterscheidet die Beschreibung von Aufstieg und Untergang von Städten und Reichen von der gewohnten Geschichtsschreibung? Er bezieht die Umweltfaktoren stärker mit ein. Dadurch wird deutlich, dass nicht nur innere Dekadenz und soziale Spannungen oder äußere Angriffe durch Stärkere zum Niedergang solcher politischen Gebilde führen, sondern auch nachhaltige Klimaveränderungen. Je stärker Städte wachsen, desto stärker sind sie von den „Nicht-Städten“ abhängig, d.h. von den Orten, an denen die Lebensmittel im engeren und weiteren Sinne produziert werden, die für das Überleben und die Lebensqualität so vieler Menschen auf so engem Raum erforderlich sind. Das führt zu einer Spannung zwischen der höheren Attraktivität der Stadt, die zur „Landflucht“ führt, und der wachsenden Abhängigkeit der Städte, die sie innerhalb kürzester Zeit in die Krise bringen kann. Der russische Schriftsteller Lev Tolstoi beschreibt diese Spannung in seinen Romanen sehr intensiv. Er selbst sieht in den prunkvollen Städten und dem Leben der dortigen Oberschicht den Ausdruck der Dekadenz, auf dem Land (wo er selbst die kreativen Phasen seines Schreibens als Gutbesitzer verbrachte) hingegen die idyllische Naturverbundenheit, die dem Menschen besser gerecht wird.

Die Statistik besagt (vgl. Artikel „Urbanisierung“ in Wikipedia): Seit dem Jahr 2007 oder 2008 wohnt mehr als die Hälfte der Weltbevölkerung in Städten, während 1950 noch 70 % auf dem Land lebten. 2030 erwartet man einen Anteil der Städte von 60%, 2050 etwa 70% der Weltbevölkerung. „Der Geograph und Soziologe Sebastian Schipper weist darauf hin, dass moderne Großstädte heute wie im Wettbewerb stehende postdemokratische Großkonzerne geführt werden. Der interkommunale Wettbewerb um die besten Standortbedingungen und um Investoren habe beispielsweise dazu geführt, dass Ordnung und Sicherheit oder

weiche Standortfaktoren für die kreativen Eliten heute als wichtiger gelten als die Bekämpfung der Armut, die individualisiert wird. Diese Entwicklung verlaufe aber nicht widerspruchsfrei“ (Sebastian Schipper, Genealogie und Gegenwart der „unternehmerischen Stadt“. Neoliberales Regieren in Frankfurt am Main zwischen 1960 und 2010 (= Raumproduktionen. Band 18) Münster 2013, 212 ff.).

## Agglomerationen 1950-2050



Heute werde ich mich auf drei Thesen konzentrieren, die über die Zusammenfassung der einzelnen Hochkulturen hinausgeht:

- 1) Die Stadt baut Tempel, weil der Tempel die Stadt schafft.**
- 2) Herrschaft braucht und schafft Herrlichkeit.**
- 3) Das Paradies ist die Norm der Stadt.**

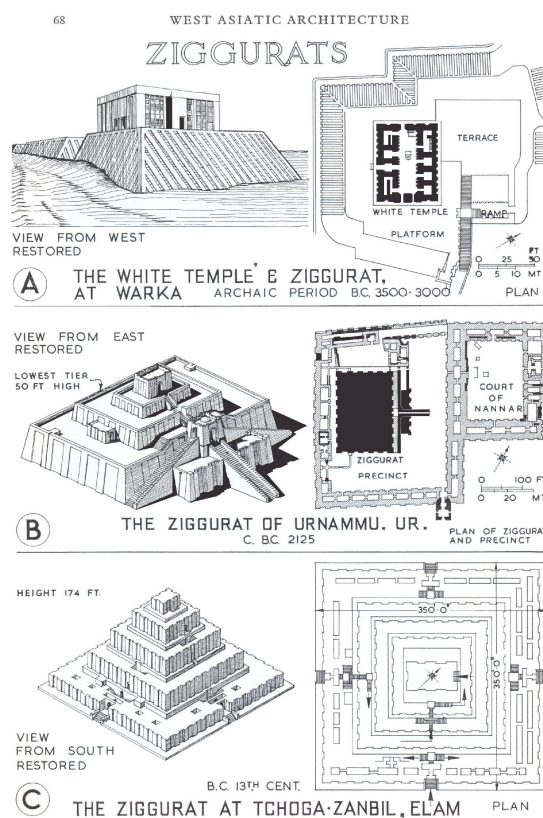
Drei Thesen sind eigentlich zu viel für eine Vorlesung, die besser einen Kerngedanken hat. Was könnte dieser Kerngedanke sein? Die Stadt (und das Reich – nicht der Staat!) ist die Hochform der *praktischen* Kultur der Menschheit, deren *theoretische* Hochform die Wissenschaft ist. Ohne das Wissen um die praktisch-

politische Verfasstheit der Menschheit kann die Menschheit nur als „verwaltete Welt“ überleben. Deren Paradigma ist – nach Agamben – ab dem 20. Jahrhundert das Lager.

Beginnen wir doch lieber der Reihe nach:

### 1) Die Stadt baut Tempel, weil der Tempel die Stadt schafft.

Wir hören bei Falcke, dass die Stadt einhergeht mit einer stärkeren Entwicklung der Kultur, des Handels, der Kunst – und der „Religion“, auch wenn es sich noch nicht um einen Monotheismus handelt. Man könnte denken: Die Stadt bringt die Religion hervor (sozusagen als eine ihrer Kulturleistungen). Es gibt auch die umgekehrte Idee: Die Stadt entsteht aus dem Wunsch, „bei den Göttern“ zu leben. Auf jeden Fall befinden wir uns in der Forschung vor einem Rätsel: „Daher sind die Ursachen der frühen Urbanisierung immer noch umstritten ...“ (Art. „Urbanisierung“).



Nehmen Sie als Beispiel die „Zikkurats“ der altorientalischen Städte, die heute vielfach allein in der Wüste stehen, ursprünglich aber die Zentren blühender Städte waren.

Einer meiner Doktoranden hat diejenige Literatur zur „Stadt“ gelesen, die eine Art „Theologie der Stadt“ versucht. Der Doktorand beruft sich grundlegend auf die beiden Werke „Die Stadt“ von Lewis Mumford (1895-1990) und „Der antike Staat“ von Numa Denis Fustel de Coulanges (1830-1889). Beide arbeiten als Historiker in einem außerordentlich breiten geisteswissenschaftlichen Horizont. Mumford stützt sich hauptsächlich auf archäologische Funde, Fustel de Coulanges entwirft aus den ältesten

geschriebenen Quellen ein in sich schlüssiges Bild der vorschriftlichen Zeiten, das bis heute nicht in Frage gestellt wurde. Die zentrale Entdeckung lautet: Der Übergang vom Dorf (mit seiner unreduzierbaren Pluralität von Hausgottheiten)

vollzog sich nicht einfach durch quantitative Erweiterung der Bevölkerung, sondern durch einen Quantensprung:

„Die Geburtsstunde der menschlichen Stadt war der Zeitpunkt, an dem der Mensch wagte, in den geheiligten Bereich der *civitas deorum* einzuziehen. Es ist unmöglich, zeitlich präzise zu bestimmen, wann sich der Mensch dazu entschieden hat, wann genau die Stadt als menschliche Stadt begann. Insofern die Stadt ihren Anfang als Stadt der Götter genommen hat, lässt sich jedoch erkennen, was den Menschen dazu bewegte. Der Ursprung der Stadt war – und ihr genetischer Code ist – die Idee, die göttliche Stadt zu bewohnen. Dahinter verbarg sich der Wunsch, an der Glückseligkeit der Götter, an der Fülle ihres Lebens und ihrer Vollkommenheit teilzuhaben. Diese Hoffnung auf einen Himmel auf Erden, in dem der Mensch selbst neu und besser werden kann, zog die Menschen aus ihrer ruhigen dörflichen Existenz und bleibt zu allen Zeiten das große Versprechen, das die Menschen in die Städte zieht.“

Deshalb gilt übrigens: „Archäologen haben keine Schwierigkeiten zu unterscheiden, ob sie ein uraltes Dorf oder eine Stadt ausgraben. In den Dörfern werden ausschließlich praktische Gegenstände gefunden, in den Städten hingegen viele Kunstwerke, die auf eine andere Ausrichtung des Lebens hinweisen“. Der Wunsch, im Götterhimmel zu wohnen, weckte demnach von Anfang an die Individualität und förderte die Suche nach einem tieferen Sinn des menschlichen Daseins. Die Konsequenzen sind gravierend: Die säkularisierte Stadt ist nicht eine „Stadt ohne Gott“, die Harvey Cox zu proklamieren versuchte, sondern gar keine Stadt mehr. Das entspricht dem heutigen Befund. Urbanisten sprechen nicht mehr von Städten, sondern von „urbanen Gebieten“.

Belassen wir es dabei für Punkt 1 und gehen zu These 2 über:

## **2) Herrschaft braucht und schafft Herrlichkeit.**

Die größeren Lebensgemeinschaften bringen die Entwicklung von Herrschaftsformen mit sich. Die Herrscher in den frühen Hochkulturen sind quasi immer Repräsentanten der Götter. Darum fördern sie auch die Astrologie, die zum Ursprung der Astronomie wird: Es gilt, die Ordnung des Kosmos auch auf der Erde präsent zu machen. Wir können das eine archaische, naive Vorform des Politischen nennen. Wir könnten aber auch auf die Idee kommen, dass hier eine Erinnerung an einen verlorenen Ursprung lebt: Das „Politische“ ist Ausdruck der Berufung des Menschen, an der „Herrschaft Gottes“ über seine Schöpfung teilzunehmen.

Dazu gehört eine Entdeckung, die die Kulturgeschichte der Macht begleitet: Macht ist – bis heute – nie nur einfach die Fähigkeit, etwas „machen“ zu können. Fast im Gegenteil: Wer Macht hat, macht nichts, sondern bringt andere dazu, zu machen, was er will. Die Herrschenden selbst zeigen ihre Herrschaft darin, dass sie sich mit Herrlichkeit umgeben. Giorgio Agamben stellt die richtige Frage (und wundert sich, dass sie in der Forschungsgeschichte so selten gestellt wird):

„Warum braucht die Macht die Herrlichkeit? Wenn sie wesentlich Stärke, Handlungs- und Regierungsfähigkeit ist, weshalb tritt sie dann in der ‚glorreichen‘, das heißt strengen und schwerfälligen Form der Zeremonie, der Akklamation und des Protokolls auf? In welcher Beziehung stehen Ökonomie und Herrlichkeit? Gibt man diesen Fragen, die in politischen und soziologischen Untersuchungen nur triviale Antworten zu finden scheinen, ihre theologische Dimension zurück, wird man in der Beziehung von *oikonomia* und Herrlichkeit so etwas wie der äußersten Struktur der Regierungsmaschine des Abendlandes gewahr. So erwies sich, dass die Analyse der liturgischen Doxologien und Akklamationen, der Ämter und Lobgesänge der Engel zum Verständnis der Struktur und Funktionsweise der Macht mehr beiträgt als die zahllosen pseudophilosophischen Untersuchungen zur Volkssouveränität, zum Rechtsstaat oder zu den kommunikativen Verfahren, die die öffentliche Meinungs- und die politische Willensbildung regeln. Es mag einem veraltet erscheinen, in der Herrlichkeit das zentrale Arkanum der Macht und das unauflösbare Band zu erkennen, das sie mit der Regierung und der *oikonomia* verbindet. Und doch ist es eines der Ergebnisse unserer Untersuchung, dass gerade die Funktion der Akklamationen und der Herrlichkeit in ihrer modernen Gestalt, nämlich als öffentliche Meinung und Konsens, noch immer im Zentrum der politischen Dispositive der heutigen Demokratien stehen. Wenn die *Medien* in den modernen Demokratien eine so wichtige Rolle spielen, so nämlich nicht nur, weil sie die Kontrolle und Lenkung der öffentlichen Meinung ermöglichen, sondern auch und gerade weil sie die Herrlichkeit verwalten und zuteilen, jenen akklamatorischen und doxologischen Aspekt der Macht, der in der Neuzeit verschwunden zu sein schien. In dieser Hinsicht ist die Gesellschaft des Spektakels – mit diesem Namen bezeichnen wir die heutigen Demokratien – eine Gesellschaft, in der der ‚glorreiche‘ Aspekt der Macht nicht mehr von *oikonomia* und Regierung unterschieden werden kann“ (Giorgio Agamben, Herrschaft und Herrlichkeit, Berlin 2010, 12).

### 3) Das Paradies ist die Norm der Stadt.

Gehen wir wenigstens kurz noch auf die dritte These ein. Dazu habe ich kürzlich in dem Universitätsmagazin UNIVERSITAS einen kleinen Artikel verfasst:

In einem Kommentar zu Thomas von Aquin greift der Jesuit Francisco Suárez eine Frage auf, die er „ein merkwürdiges Thema“ nennt, „das es nie gegeben hat und auch nie geben wird“: Wie wäre der Zustand des Menschen gewesen, wenn Adam nicht gesündigt hätte? Neben Aspekten der Fortpflanzung, der Ernährung und Verdauung etc. fragt er auch, „ob es eine politische Gemeinschaft gegeben hätte, seien es Dörfer, Städte oder Königreiche“ (*pagi, civitates, regni*). Fraglos bejaht wird die Hausgemeinschaft, d.h. die Familie einschließlich der Kinderzeugung und -erziehung, denn sie ist nötig zur Weiterexistenz der Menschheit. Doch Suárez geht weiter und betont, „dass die Vereinigung der Menschen in einem politischen Gemeinwesen nicht nur zufällig oder wegen der Verderbtheit der Natur erfolgt, sondern den Menschen ungeachtet ihres Zustands entspricht und ihre Vollkommenheit betrifft“. Politische Herrschaft stammt nicht aus der Sünde, sondern aus der Natur des Menschen selbst. Gerade im unverdorbenen Zustand ist der Mensch ein „zoon politikon“, wie die Philosophen erkannt haben. Allerdings wäre in der paradiesischen Politik die Herrschaft ein Geschehen unter Freien ohne Zwangsgewalt, Unterdrückung, Sklaverei.

In dieser Hinsicht stimmt Suárez mit Thomas von Aquin überein, der in seinen Überlegungen zum „Unschuldzustand“ (*in statu innocentiae*; STh I, 96,4) – wir können übersetzen: zum Menschen im Paradies – die politische Qualität des menschlichen Lebens bekräftigt: Im Urzustand ist jeder Mensch frei und „causa sui“, um seiner selbst willen da. Es kann also keinerlei Form von sklavischer Unterordnung geben. Insofern aber der Mensch ein Gemeinwesen (*animal sociale*) ist, das immer auf ein Gemeinwohl hingeeordnet ist, ist Herrschaft als Hilfe zur Ausrichtung auf das *bonum commune* ein Gut der Freiheit.

Man müsste hier eigentlich auch noch länger über das Verhältnis von „Stadt“ und „Reich“ nachdenken. „Reiche“ scheinen uns völlig überholte Machtgebilde zu sein. Doch könnte auch etwas zu berücksichtigen sein: Reiche vernetzen lokale Machtzentren in Form von kulturell relativ eigenständigen Städten und Kulturzentren. Staaten zerstören diese Zentren und uniformieren sie durch Verwaltung ...